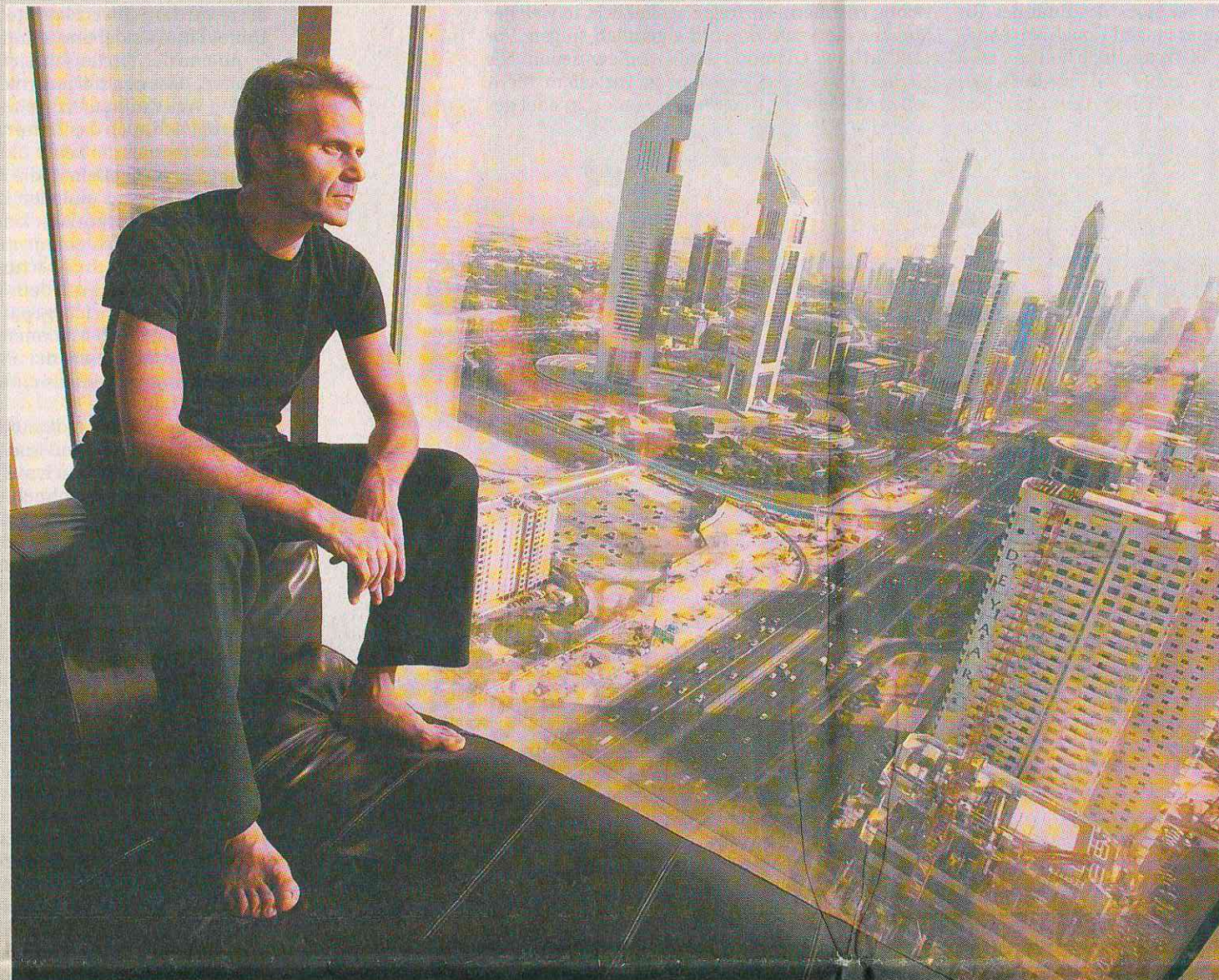


Magazin

Nummer 46 · 64. Jahrgang

23./24. Februar 2008



Michael Schindhelm in seinem Büro im Emirates Business Tower, dem schönsten Wolkenkratzer der Stadt

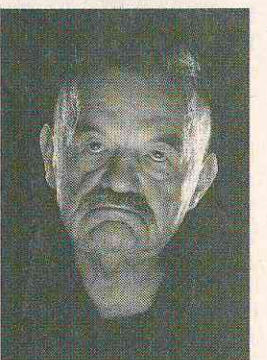
IM HEFT

Der Steinkünstler

Alfred Hrdlicka
wird 80.

Ein Gespräch mit
dem österreichischen
Bildhauer

SEITEN 4/5



BERLINER ZEITUNG/MAX LAUTENSCHLAGER

BERLIN MITTE

Gerade noch auf die Minute genau schaffe ich es zum Friseur. Noch ein bisschen Warten am kleinen Tisch. Drei Friseusen frisieren stumm vor sich hin. Nur eine hatte kurz aufgeblickt und gesagt: „Moment bitte.“ Eine färbt Strähnchen. Die dritte wäscht die Haare auf einem abgetrennten Schädel. Der Schädel ist aus Styropor, mit rotem Mund und langen Wimpern. Die Friseurin hält ihn mit einer Hand, so gut es eben geht, über dem Waschbecken. Mit der anderen massiert sie Shampoo ein. Sie ist aus dem Lehrlingsalter längst heraus und hat ein todernstes Gesicht. Sie wackelt mit gleichmütiger Gründlichkeit, wäscht wie ein Roboter mit gestörtem Programmablauf. Sauberer können die Haare schon lange nicht mehr werden. Sie massiert und massiert. Endlich wacht die Friseurin auf aus ihrer Trance, hält den Kopf unter den Wasserhahn, spült – und dann shampooiert sie ihn wieder ein. Ich gehe lieber. (jae.)

♦ ♦ ♦

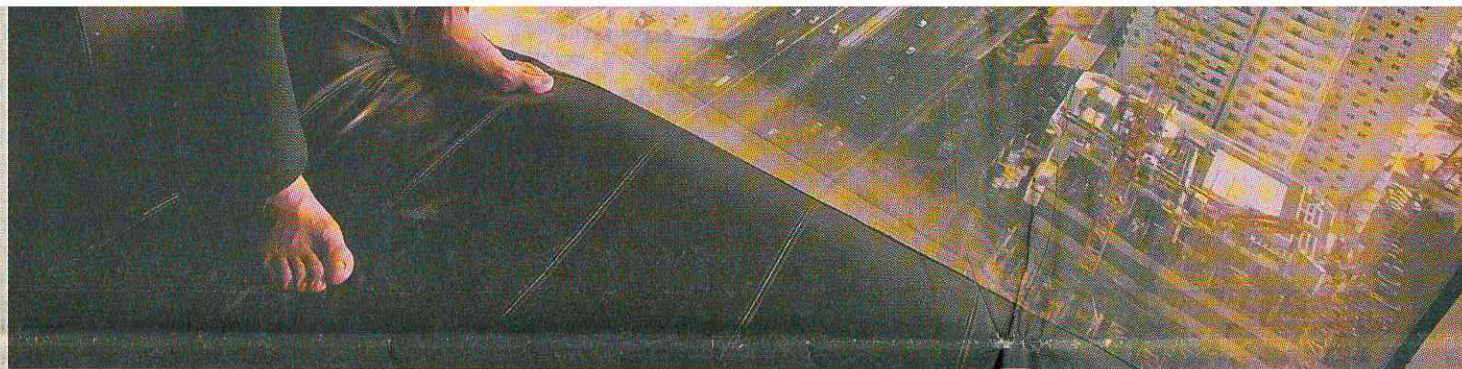
Morgengespräch

Meine Brille!

Was ist mit deiner Brille?

Ich vermisse sie.

Ach soo.



Michael Schindhelm in seinem Büro im Emirates Business Tower, dem schönsten Wolkenkratzer der Stadt

Der Kulturmacher

Wie der ehemalige Berliner Theaterdirektor versucht, Musik, Oper, Film und Kunst nach Dubai zu bringen. Eine persönliche Zwischenbilanz

VON MICHAEL SCHINDHELM

Kürzlich habe ich in einer emiratischen Zeitung ein Foto mit Scheich Mohammed von Dubai und Klaus Wowereit vor dem Brandenburger Tor gesehen: meinen früheren Boss neben meinem jetzigen. Der frühere ist unter anderem berühmt geworden mit dem Satz, Berlin sei arm, aber sexy. Ich war einmal so übermütig, dem „Spiegel“ zu sagen, Dubai sei reich, aber trotzdem sexy. Nun hat das deutsche Nachrichtenmagazin dem wundersamen Geschehen in den Golfstaaten einen Titel gewidmet: Übermorgenland.

Ja, wer in Dubai durchhalten will, muss früh aufstehen. Das habe ich in den letzten zwölf Monaten seit meiner Ankunft hier gelernt. Im letzten März bezog ich mein Büro im sechsten Stock des Emirates Business Towers, dem immer noch schönsten Wolkenkratzer der Stadt. Gleich in den ersten Tagen öffnete sich der Lift auf dem Weg zur Arbeit eine Etage zu früh und gab den Blick auf die Eingangshalle der hiesigen Bankfiliale von Julius Bär frei. Obwohl ich mein Konto bei einem anderen Institut habe, löste die Nähe eines Zürcher Bankhauses ein angenehmes Gefühl aus. Es ging mir gut. Nach dem Desaster mit den Berliner Opern versprach diese Welt hier eindeutig mehr Perspektive. Dafür nahm ich zunächst sorglos eine provisorische Kombüse mit drei kahlen Schreibtischen und einem klotzigen Telefon in Kauf, gemeinsam mit einer Sekretärin, die ursprünglich einmal aus Kalifornien kam, ein schwarzes Kopftuch trug, ständig im Koran las und mich am ersten Tag ernsthaft fragte, ob Berlin die Hauptstadt von Peking sei. Unter mir breitete sich die Schlucht der Sheikh Zayed Road aus, dahinter die Rennställe von Scheich Mohammed, das Hotel Burj Al Arab, der Burj Dubai (das höchste Gebäude der Welt), der Golf und die Wüste, die inzwischen lebt, wie ein Wald aus Baukränen nur leben kann.

Das war schon eine Menge Perspektive, und Julius Bär machte alles ein bisschen vertraut. In einem Café in der Lobby des Towers entdeckte ich eine A4-Kopie des Tagesanzeigers vom vergangenen Tag, der einzigen deutschsprachigen Zeitung weit und breit. Der Tagesanzeiger brachte unter anderem eine Meldung über meinen Wechsel nach Dubai, von dem die Leute in meiner neuen Umgebung keine Ahnung hatten.

In den nächsten Wochen genoss ich die Freuden des Anfängerdaseins am Golf. Eine Beziehung zu Dubai beginnt mit einem Aidstest. Am Eingang der Municipality Klinik wurde ich von Walid in Empfang genommen. Walid arbeitet in der PR-Abteilung meiner Firma und schleuste mich an einer Schlange von Pakistanis und Malayen im Blaumann vorbei. Diese Leute warteten auf einen Wink und verschwanden dann hinter einer Tür mit dem Schild „Röntgen“. Mich winkte man nur hinter eine spanische Wand, wo sechs philippinische Assistenzärzte Immigranten aus aller Herren Länder die Nadel am linken Unterarm unter die Haut schoben.

Ich wohnte wie Tausende andere Ankömmlinge in einem gesichtslosen Apartmenthotel mit indischem Service und dem Charme eines Ruhrgebietsblocks der „Neuen Heimat“, wartete am Morgen oft eine Stunde auf ein Taxi, um mit diesem Taxi dann eine weitere Stunde im Stau zu stehen, versuchte ab und an in einem nahe gelegenen Sheraton mit Alkohollizenz einen sogenannten Chardonnay, der es mit jedem fränkischen Bocksbeutel hätte aufnehmen können.

Ich fragte mich hin und wieder in diesen ersten Tagen, ob hier nicht ein Missverständnis vorlag. In meinen Zeiten als Theaterdirektor war ich anders empfangen worden. Der Chairman meiner Firma in Dubai zum Beispiel war, obwohl sich sein Büro nur zwanzig Meter von meinem entfernt befand, für

Aber was hatte ich hier zu suchen? In einer City, deren Ehrgeiz darin bestand, möglichst viele Eintragungen ins Guinnessbuch der Rekorde zu schaffen?

mich schwerer ansprechbar als Angela Merkel. Bei unserem einzigen ernsthaften Gespräch über mein wichtigstes Projekt, den Aufbau eines Opernhauses (Grundfläche 140 000 Quadratmeter), das von Zaha Hadid entworfen worden war und mehrere hundert Millionen Euro kosten sollte, fragte er mich, ob das Geschrei von jenem kleinen Dicken, der vor zwei Jahren im Madinat Jumeirah aufgetreten war (er meinte Pavarotti), Oper gewesen sei. Er habe King Lion in New York gesehen, und diese Oper habe ihm schon besser gefallen. Aber warum ich nur zwei Bühnen im Opernhaus haben wolle? Die Kinos der Siebzigerjahre hätten denselben Fehler gemacht, und heute gebe es Multiplex...

Es war die Zeit, als der Tagesanzeiger der jüngsten Ausgabe aus dem Café verschwand und mit ihm mein Vertrautheitsgefühl. Ich weiß nicht mehr genau, womit es begann, aber irgendwann ertappte ich mich dabei, von einem beschaulichen Leben im Tessin zu träumen, jedenfalls in den Momenten, wenn sich die Sekretärin gerade zum Beten in den dafür vorgesehenen Gebetsraum am Ende des Ganges neben dem Service-Lift zurückgezogen hatte. Ich gefiel mir in dieser Lage gar nicht, zog von einem Hotel ins andere, mietete einen Wagen, versuchte es mit Tauchkursen, Yoga und Ausflügen in die Wüste.

Vor dem Sommer, wenn mir die Situation zu Kopf stieg, lief ich ein paar Mal nach Sonnenuntergang bei mehr als 35 Grad über die Baustelle, die sich Dubai nennt und vierzig Kilometer in Gestalt von Villenvierteln, Businessdistrikten, Hotelanlagen und Autobahnen an der Küste entlangzieht. Mir wurde jetzt klar, ich vermisste weder Theaterpremieren, noch Vernissagen, noch die Konversation über den letzten Schrei des Kultur-

Fortsetzung auf Seite 2

eben gent, über dem waschbecken. mit der anderen massiert sie Shampoo ein. Sie ist aus dem Lehrlingsalter längst heraus und hat ein todernstes Gesicht. Sie walkt mit gleichmütiger Gründlichkeit, wäscht wie ein Roboter mit gestörtem Programmablauf. Sauberer können die Haare schon lange nicht mehr werden. Sie massiert und massiert. Endlich wacht die Friseurin auf aus ihrer Trance, hält den Kopf unter den Wasserhahn, spült – und dann shampooiniert sie ihn wieder ein. Ich gehe lieber. (jae.)

♦ ♦ ♦

Morgengespräch

Meine Brille!

Was ist mit deiner Brille?

Ich vermisste sie.

Ach soo.

Was heißt ach soo?

Dass das nichts Besonderes ist.

Ich vermisste sie seit fünf Tagen.

Du hast sie schon fünf Wochen vermisst.

Aber ich habe sie immer wiedergefunden.

Na siehst du.

Im Moment sehe ich gar nichts.

Nimm doch die Ersatzbrille.

Die ist auch weg.

Seit wann?

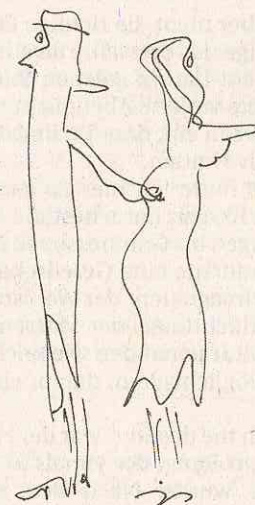
Seit gestern Abend.

Wir könnten Blinde Kuh spielen.

Das ist nicht komisch.

Es ist doch nur ein Spiel.

(tl.)



♦ ♦ ♦

Die Sängerin trägt weiße Rosen im Haar wie Billie Holiday. Die siebzehn Musiker tragen weiße Jacketts. Ihr Repertoire braucht den satten Klang der Big Band. Im „Manzini“ in der Reinhardtstraße spielt das Berliner Tanzorchester die Traumtitel des Swing. Es ist Sonntagnachmittag, es gibt eine Einladung zum Tanztee. Lange nicht gehört. Tanzen? Am Nachmittag? Das Publikum erscheint mit normaler Garderobe wie mit den Requisiten versierter Swingtänzer, Hüte und Hütchen, feminine Kleider, enge Jacketts mit breiten Schultern. Die Sängerin wiegt sich eben erst in den Hüften und streckt einen nackten Arm in den Himmel, da tanzt das Publikum schon los. Männer und Frauen verschmelzen, um danach beinschlenkernd wie Kinder zu hüpfen. Hohe Kunst und reine Freude nebeneinander. Halb sieben ist Schluss. Auch dieses Gefühl ist neu. Man hat schon viel erlebt, und der Tag ist noch lange nicht vorbei. (syl.)

Fortsetzung von Seite 1

betriebs. Ich sah die Lichter von Dubai und stellte sie mir alle vor: die Zehntausenden von pakistanischen und indischen Arbeiter oben in den Baugebüten. Die russischen Neureichen in der Präsidentensuite des Burj Al Arab (860 Quadratmeter Designfantasie mongolischer Sumo-Ringer, für 10 000 Dollar pro Nacht). Die friedliche emiratische (natürlich rein maskuline) Stimmung in den Schischa-Cafés von Satwa. Das in erster Linie britische Kleinbürgerparadies im Stranddorf von Jumeirah. Die philippinischen Kindermädchen, die die behüteten Kinder von Bankern und Managern ins Bett bringen, während sie sich und ihre vier Kinder zu Hause mit 400 Euro im Monat durchschlagen und sogar noch den ältesten Sohn an der Uni unterbringen. Den deutschen Dirigenten, der sich vor einigen Jahren von zu Hause abgenabelt hat und nach Südafrika gegangen ist (und später an den Golf), und der seine Hoffnungen nicht aufgibt, eines Tages ein großes Orchester zu dirigieren. Akos, den ungarisch-schwedischen Finanzier, der in Deutschland zur Schule gegangen ist, Ban-

Buddha Bar beherbergt (die Buddha-Figur in der Bar ist natürlich größer als das Original in Paris und erinnert irgendwie an Omar Sharif). Rem befindet sich inmitten von Entwürfen für unser Theater im Creek Park, und wir leisteten uns gern ein wenig Rassismus gegenüber der britischen und australischen Business-Elite, für die schon Perth eine Kulturmetropole wie Paris ist und sich ansonsten sowieso alles um London dreht. Rem: Man hat hier keine Ahnung, was unsereiner hier für einen kulturellen Beitrag leisten könnte.

Beruflich machte ich trotzdem Fortschritte, indem ich das Topmanagement in meiner Umgebung endgültig davon überzeugte, Kultur könne man nicht mit Power-Point-Präsentationen aufbauen, und ich könne sicherlich einiges zum Kulturaufbau beitragen, jedoch nicht in der Rolle eines Bauexperten.

Tatsächlich wurde ich jetzt in andere Kreise eingeladen: Ich nahm im 44. Stock des Emirates Towers auf einer fünf Meter langen Couch mit sandfarbenem Lederbezug Platz, um mich herum saßen einige der wichtigsten Männer und eine der wichtigsten Frauen der Stadt. Diese Leute machen

Großstadt während nächtlicher Bombardierung aufgenommen worden war. Orchester und Sänger wurden mit Mikros verstärkt, verstärkt wurde damit aber vor allem der Donner einer steifen Brise vom Golf.

Aida und Radames und Amneris standen sich hingebungsvoll gegenüber, hinter mir rauschten Palmen, über der Scheinwerferbrücke stieg der Halbmond auf. Ich saß auf der Künstlertribüne. Zwei russische Paare und eines aus der Ukraine zu meiner Linken hatten irgendwo im Park Champagner gebunkert, weshalb sie alle paar Minuten hinausliefen und umso ausgelassener wieder herein kamen. Irgendwann wurde es einem Araber vor ihnen zu bunt. Der Mann zischte wie eine langjährige Abonnentin aus Oberwil nach hinten, und für ein paar Minuten kehrte Ruhe ein. Die Amerikaner zu meiner Rechten hatten auch interessante Dinge auszutauschen. Er konnte die Übertitelung nicht richtig entziffern, sie fragte schließlich, in welcher Sprache die Leute da vorn eigentlich singen. Vor uns, in den Diamond Stalls, saßen neben His Highness und den Exzellenzen vor allem Menschen, die hier zu Hause sind: Frauen in edel ge-

baler Verkehr, asiatische Tagelöhner, saudische Prinzen, Harvardprofessoren und russische Verbindungsoffiziere. Je länger ich zugeschaut und mich eingelebt hatte, umso deutlicher konnte ich erkennen, Dubai ist einfach mit einem ziemlich erstaunlichen Tempo dabei, eine Weltstadt zu werden. Mit allen Widersprüchen, die das nun mal bedeutet. Die Inflation steigt um zehn bis zwanzig Prozent im Jahr, die Bevölkerungszahl fast genauso schnell. Die Immobilienpreise steigen, die Börsennotierungen und die monarchischen Visionen über Dubai als Handelsplatz, Tourismusmetropole und heimliche arabische Hauptstadt.

Lange Zeit war Dubai einfach nur ein Business, insbesondere interessant für die Jäger der schnellen Mark. Inzwischen sind die Ansprüche der Leute an ihre Stadt gestiegen, vor allem was die urbanen Qualitäten anbetrifft. Mit dem Geschäftemachen hat man sich noch leicht getan und von Ländern wie der Schweiz konnte man lernen, wie ein Umfeld für Handel und Wandel aussehen muss.

Aber in den letzten Jahren musste man auch erkennen, dass es auf Dauer nicht lustig ist, nur das größte Weltkaufhaus zu sein, an dessen Eingang sich zugleich auch das Terminal zum Flugsteig öffnet. Wollte man die Leute nicht nur zum Einkaufen und Geldscheffeln in die Wüste locken, musste man sich etwas einfallen lassen. Zum Beispiel Kultur. Und das war dann kein business as usual. Denn ist man sich schon manchmal beim Geschäftemachen nicht so schnell einig, hört es bei der Kultur endgültig mit dem Konsens auf. Wer hat sie eigentlich für sich gepachtet, die Kultur, in einer Stadt mit 1,5 Millionen Menschen aus 210 Nationen, von denen die Emiraties mit knapp zehn Prozent bestenfalls eine der größeren Minderheiten bilden?

Ich hatte und habe darauf bisher nur eine Antwort gefunden: niemand und alle zugleich. Natürlich, dachte und denke ich mir immer noch, wollen die Ureinwohner ihre ohnehin spärlichen Kulturwurzeln geschützt wissen, die Inder verlangen nach dem Boulevard von Bollywood, die Briten nach Britney und Virgin, die Österreicher nach einem Opernball, die Libanesen nach Mezze und Fairuz und die Schweizer nach allem, was die anderen so wollen, solange der Rückflug gesichert ist.

Während des Ramadan geht es in der angehenden Cosmopolis Dubai besonders interessant zu. Nicht einmal die Hälfte der Bevölkerung ist muslimisch. Weil von Sonnenauf- bis Sonnenuntergang weder getrunken noch gegessen werden darf, ziehen Läden wie Starbucks in den Morgen die Jalousien bis auf Hüfthöhe herunter, sodaß die Sünder darunter hinweg kriechen und im Verborgenen einen Macchiato schlürfen können. Sobald die Sonne untergegangen ist, gehen die Gelos los. Obwohl das Fasten eingeführt worden ist, um den Reichen zu zeigen, wie schwer das Leben der Armen ist, gibt es in den Nächten kein Halten. Es heißt, ein Emiratie nimmt während der Fastenzeit durchschnittlich zwei Kilo zu.

Die Geschäfte gehen weiter, Bürozeiten werden auf vier bis höchstens sechs Stunden verkürzt, mehr ist unzumutbar. Wichtig ist also, was nach Sonnenuntergang passiert. Das Topmanagement der einheimischen Unternehmen trifft sich zehn Uhr abends in Zelten am Strand, um Schischa und Lammbraten die wichtigsten St





Straßenfeger in Dubai, der Stadt der Glücksritter, Ölmagnaten, Massentouristen und Elendsflüchtlinge

ken kauft, aber nicht die richtige Frau findet und noch nie länger als drei Jahre an ein- und demselben Ort gelebt hat. In solchen Stunden breitete sich das letzte violette Abendlicht über dem Golf aus, und ich sah ein, dass Tessinträumereien keine Perspektive hatten.

Aber was hatte ich hier zu suchen? In einer Stadt, deren Ehrgeiz darin bestand, möglichst viele Eintragungen ins Guinnessbuch der Rekorde zu schaffen? Brauchte eine Gesellschaft der Glücksritter und Ölmagnaten, der Wohlstandsbeduinen und Elendsflüchtlinge, der Massentouristen und VIP-Hochkultur jemanden wie mich?

Es gab Möglichkeiten, darauf eine Antwort zu suchen.

„Desert in the destiny“ war der erste Boxkampf von gewissem Rang, der jemals in den Emiraten ausgetragen wurde. Nach den ersten beiden Kämpfen zwischen dunkel- und hellhäutigen Amerikanern und einem Äthiopier war klar, dass die Prämien für einen Auftritt nicht höher liegen konnten als das Wochengehalt eines Vorarbeiters auf einer der Baustellen draußen in der Wüste. Vor dem dritten Kampf mit dem emiratischen Debütanten Eisa im Leichtgewicht durfte der Junge in einem Film durch die Wüste joggen und von seinem Traum als Boxer erzählen. Eisa wurde wie ein Held empfangen, verrichtete im Eck sein Gebet und brauchte dann 45 Sekunden, bis sein amerikanisches Gegenüber am Boden lag, ohne dass Eisa nennenswert zugeschlagen hätte.

Die Emiraties waren außer sich. Während der Geschlagene unbemerkt aus dem Ring gehievt wurde, füllte sich der Ring mit alten Männern. Eisa hielt eine zehnminütige Ansprache, in der es sicher um die Bedeutung seines Sieges für die Zukunft von Dubai ging. Den einheimischen Zuschauerinnen standen Tränen in den Augen. Ein Baby wurde in den Ring gehoben und in Eisas starke Arme gelegt.

Ja, ich kam mir nackt vor in diesen Monaten, und es war vor allem die Leere, die mich in diese Weltgehend gezogen hatte. Hin und wieder saß ich mit Rem Koolhaas im Grosvenor Hotel, das auch die

untereinander gern Witze und ziehen sich gegenseitig auf Arabisch auf. Der Ranghöchste sagte einmal in meine Richtung, er sei froh, dass ich in dieses Land gekommen sei. Dubai werde in den nächsten zehn bis fünfzehn Jahren fertiggebaut, eine Stadt mit mehr als vier Millionen Menschen und 15 Millionen Touristen im Jahr. Was dieser Stadt aber noch fehle, damit sie eine Weltstadt werden könne, das sei Kultur. Für die habe deshalb jetzt die Stunde geschlagen, sie sei das neue Ziel. Zu dieser Bemerkung machte der Mann eine einladende Geste in die Runde. In den nächsten zwei Monaten entstand so etwas wie eine Strategie für den Aufbau der Kultur.

Zum Glück gibt es Abu Dhabi. Abu Dhabi hat für zehn Milliarden Dollar den Louvre gekauft, danach auch noch die Guggenheim und ein paar andere westliche Brands wie zum Beispiel die Sorbonne. Es ist nicht ganz sicher, für wen dieser Riesenanriff der Hochkultur eigentlich gedacht ist, denn es gibt nicht allzu viele Menschen in Abu Dhabi und auch noch nicht so viele Touristen, aber das kann ja noch werden. Ein Glück ist Abu Dhabi vor allem für Dubai, denn bisher war Dubai immer vorne dran, wenn es um Business ging, um Tourismus, um Superlative.

In Sachen Kultur hat Abu Dhabi dem Nachbarn erst einmal die Show gestohlen, und jetzt heißt es mit Hochgeschwindigkeit aufholen. Abu Dhabi ist Dubais schlechtes Kulturwissen, und außerdem kann man an seinem Beispiel gut beobachten, wie die ersten Versuche, Kunst und Musik in die Golfrealität zu bringen, so ausfallen. „Aida on Fire“ im Garten des Emirates Palasts war meine gute Gelegenheit, mich einfach zurückzulehnen und zuzuschauen, was die neue Kulturmetropole Abu Dhabi schon zu bieten hat: eine dreieinhalbstündige deutsche Opernproduktion, die durch zwanzig Länder Asiens und Südamerikas tourt. Orchester und Chor aus Usti nad Labem, mit Sängern, die auf keinen Besetzungszetteln nennenswerter Opernhäuser stehen. Ich hörte die Musik wie von einer Schallplatte, die Anfang 1945 in einer deutschen

wirkten dunklen Schleiern und Männer in Disch-daschas, weißen langen Hemden. Sie folgten anächtig dem seltsamen Schauspiel rund um die Bühnenbildpyramide. Am Ende applaudierten sie am eifrigsten.

In der Pause zog ich mich in eines der riesigen Sitzkissen am Strand zurück und rauchte eine Schischa, eine Wasserpfeife. Hinter einem Palmenhain hockte der Emirates Palast wie ein fatter Leuchtkäfer im Sand. Seine Kuppel wechselte alle zwanzig Sekunden die Farbe. Gefühlsmäßig kam mir Grün am nächsten. Nachdem die Show zu Ende war, wartete ich am Eingang fünfzehn Minuten auf ein Taxi, das mich zurück nach Dubai bringen sollte. In dieser Viertelstunde fuhren vierzehn Porsche, acht Bentleys und fünf Ferraris vor. Auf dem Rückweg durch die nächtliche Wüste bat ich den Fahrer, das Radio anzuschalten. Wir fanden einen Sender mit hübschem Mumbaikitschpop, und ich drückte mich erleichtert in die Polster.

Drei Tage später saß eine 28-jährige Emirati in meinem Büro: dunkle Haut, dunkle Stimme, große Augen, ihr Gesicht gerahmt von einem schwarzen, goldbesetzten Schleier. Ich fand heraus, dass sie irgendwas mit der Personalabteilung zu tun hatte und von dem dritten Schreibtisch aus, der in meinem Büro stand, operieren sollte. Und dass sie einen 500er Mercedes fuhr und gern in Deutschland war, weil man dort keine Geschwindigkeitsbegrenzungen auf Autobahnen kennt. Ihr Name war Aida. Sie hatte sich eine Aida-Aufnahme mit der Callas besorgt, und sie sagte mir jetzt, sie habe sie sich gern von Anfang bis Ende angehört. Wir redeten über Madonna und Shakira und waren uns darüber einig, dass man manchmal auch Aida hören kann, obwohl die Sänger natürlich nicht so cool aussehen.

Trotzdem zeichnete sich ab, dass die Reise nach Dubai keine Jagd nach Kuriositäten-schnäppchen war. Je länger ich in der Stadt lebte, umso selbstverständlicher wurden viele der Paradoxien, an denen sich die Fantasie jedes Neuzugangs erst einmal festbeißt: Westliche Luxusgüter und Islam, Kamele und Hightech, Wüste und glo-

Eine Stadt mit 1,5 Millionen aus 210 Nationen. Was noch fehlt, um Weltstadt zu werden, das ist Kultur.



AURORE BELKIN (2)

Nicht einmal die Hälfte der Bevölkerung ist ja muslimisch. Weil von Sonnenauf- bis Sonnenuntergang weder getrunken noch gegessen werden darf, ziehen Läden wie Starbucks in den Malls die Jalousien bis auf Hüfthöhe herunter, sodass die Sünder darunter hinweg kriechen und im Verborgenen einen Macchiato schlürfen können. Sobald die Sonne untergegangen ist, gehen die Gelage los. Obwohl das Fasten eingeführt worden ist, um den Reichen zu zeigen, wie schwer das Leben der Armen ist, gibt es in den Nächten kein Halten. Es heißt, ein Emiratie nimmt während der Fastenzeit durchschnittlich zwei Kilo zu.

Die Geschäfte gehen weiter, Bürozeiten werden auf vier bis höchstens sechs Stunden verkürzt, mehr ist unzumutbar. Wichtig ist also, was nach Sonnenuntergang passiert. Das Topmanagement der einheimischen Unternehmen trifft sich ab zehn Uhr abends in Zelten am Strand, um bei Schischa und Lammbraten die wichtigsten Stakeholderentscheidungen zu besprechen. Diese Zeit scheint auch so etwas wie eine politische Jahresklausur zu sein. Wer in den kommenden zwölf Monaten ein wichtiges Projekt durchbringen will, muss in den Wochen des Ramadan möglichst oft im richtigen Zelt mit den richtigen Leuten tafeln.

Eines Spätabends bekam ich aus einem dieser Zelte einen wichtigen Anruf. Man habe sich über meine Strategie zum Kulturaufbau gerade noch einmal Gedanken gemacht. Ich hörte im Hintergrund lauten arabischen Pop und heiseres Stimengewirr und sagte, dass mich das freue. Wenn es nicht zu spät für mich sei, würde man gerne die Sache noch einmal mit mir diskutieren. Eine halbe Stunde später traf ich ein paar der wichtigsten Herren einmal nicht im 44. Stock, sondern in einem Schischazelt.

Seitdem bin ich von ein paar jungen Emiratie umgeben, die gemeinsam mit mir das Mandat haben, Theater, Musik, Oper, Film, Kunst in Dubai zu etablieren, Masterpläne zu entwickeln, Architekten zu beauftragen, Künstler zu gewinnen, mit internationalen Organisationen Partnerschaften zu gründen. Natürlich ist das eine totale Überforderung. In ein paar Jahren soll hier die Infrastruktur für eine Millionenstadt stehen, das Umfeld für Künstler und Kulturschaffende möglichst aus aller Welt. Es bleibt immer noch genügend Zeit für die eigenen Zweifel, ob das klappt mit dem Umfeld und ob globale Kultur, wie sie hier entstehen soll, wirklich auch ohne die Voraussetzungen von Geschichte und Tradition denkbar ist, ohne die Europa nichts wäre.

Die jungen Leute in meiner Umgebung sind entschlossen. Diese Generation hat keine Berührungssängste vor dem Westen. Sie kommt aus adeligem Haus und hat viel von der Welt gesehen. Vor ein paar Wochen haben wir eine Tour durch ein paar europäische Kulturstädte gemacht, um zu besichtigen, wie es anderswo funktioniert. Meine Begleiter aus Dubai kannten sich in London oder Deutschland nicht schlecht aus. Eine der jungen Frauen ist in München geboren worden und hat als Kind die Ferien immer in Garmisch verbracht. Sie haben keine Probleme, ihr Nationalkostüm gegen trendige Klamotten aus dem Westen zu tauschen (die Mädchen tragen sie ohnehin immer unter ihrem schwarzen Gewand).

Und dann ist da noch mein Kollege Saeed. Er ist Mitte dreißig, kommt aus einer der angesehensten und reichsten Familien und hat seine Flitterwochen in der Schweiz verbracht. Vor allem mit ihm muss ich in Zukunft die Fäden spinnen, die vor ein paar Wochen im Ramadanzelt eingefädelt worden sind. Für Saeed wie für viele Emiraties ist die Schweiz das schönste Land der Welt. Natürlich nach Dubai.